Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 7-8

Artikel: Rhodope und Kandaules
Autor: Leutenberg, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751423

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

heraustrat und die Gesetze der japanischen Ästhetik umwarf. Für uns Europäer und Amerikaner bleibt Hakusai das Universalgenie des Japanismus. Rührend ist sein staunender Fleiß, wenn wir bedenken, wie er unter den bittersten Entbehrungen sein gewaltig großes, geniales Lebenswerk schaffen mußte.

Sein Zeitgenosse und Nachfolger war Ichiryusai Hiroshige, (1797—1858) der bedeutendste Landschafter und letzter Holzschnittmeister. Seine Zeichnungen sind seriöser und poetischer, besonders in der Landschaft, seine Komposition großzügiger, man könnte fast sagen, europäischer, sein Menschentypus vergröberter, die Farbenwirkung effektvoller, bis zu der Zeit, in welcher er es unternahm, ein grelles Rot dem Blau unmittelbar gegenüberzustellen, ja er scheute sich nicht, die giftigen grellen Anilinfarben aus Europa in seinen sonst so guten Arbeiten zu verwenden, wodurch eine ordinäre Farbenwirkung erzielt wurde, die Hand in Hand mit einer oberflächlichen Zeichnung und einer vernachlässigten technischen Ausführung ging. So starb die Kunst des Farbenholzschnittes, ein Kunstzweig, den Japan Jahrhunderte lang berühmt gemacht hatte.

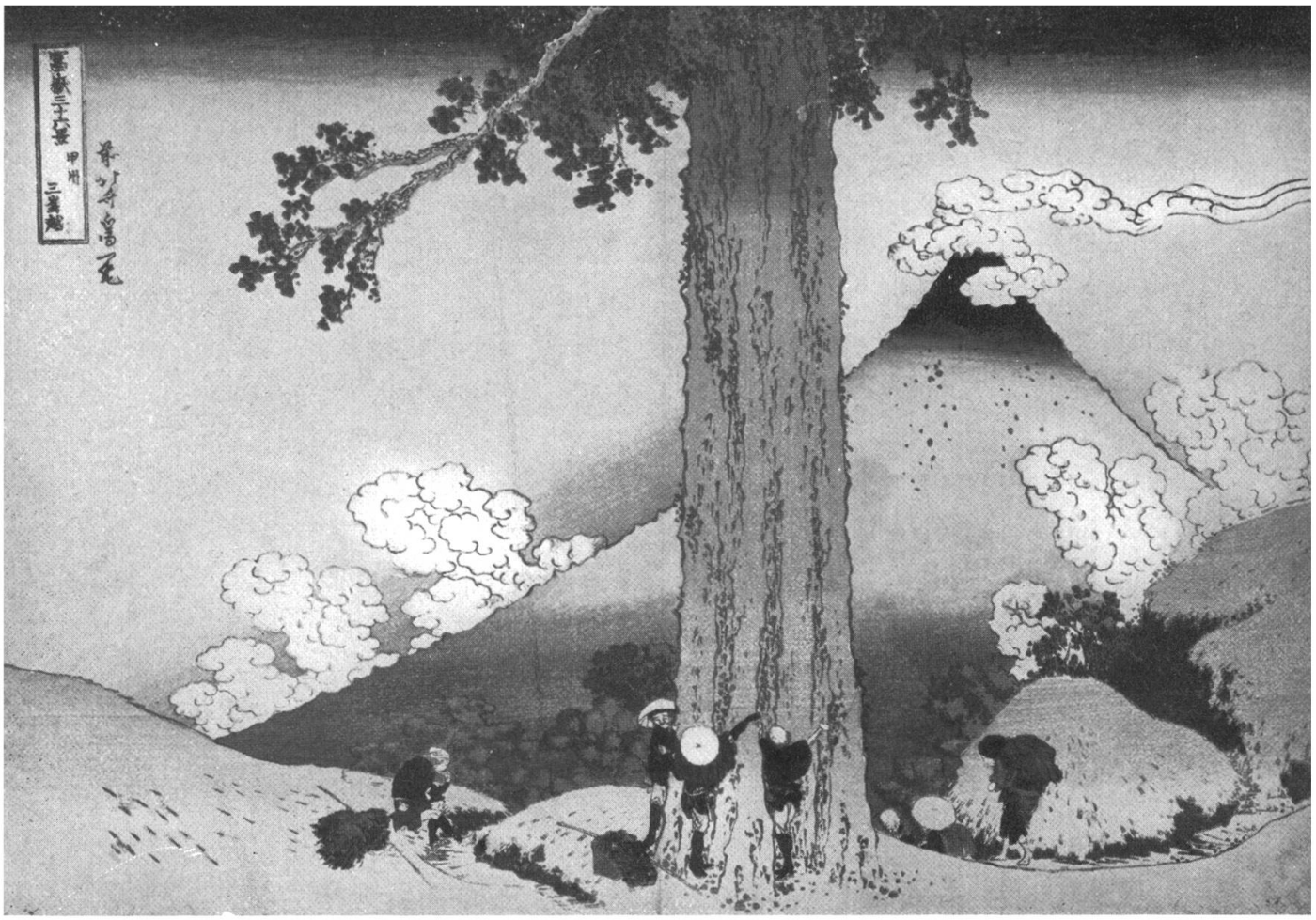
Rhodope und Kandaules

(Die beiden Probleme in Hebbels „Gyges und sein Ring")

Von **Adolf Teutenberg**

I. Das Sexualproblem

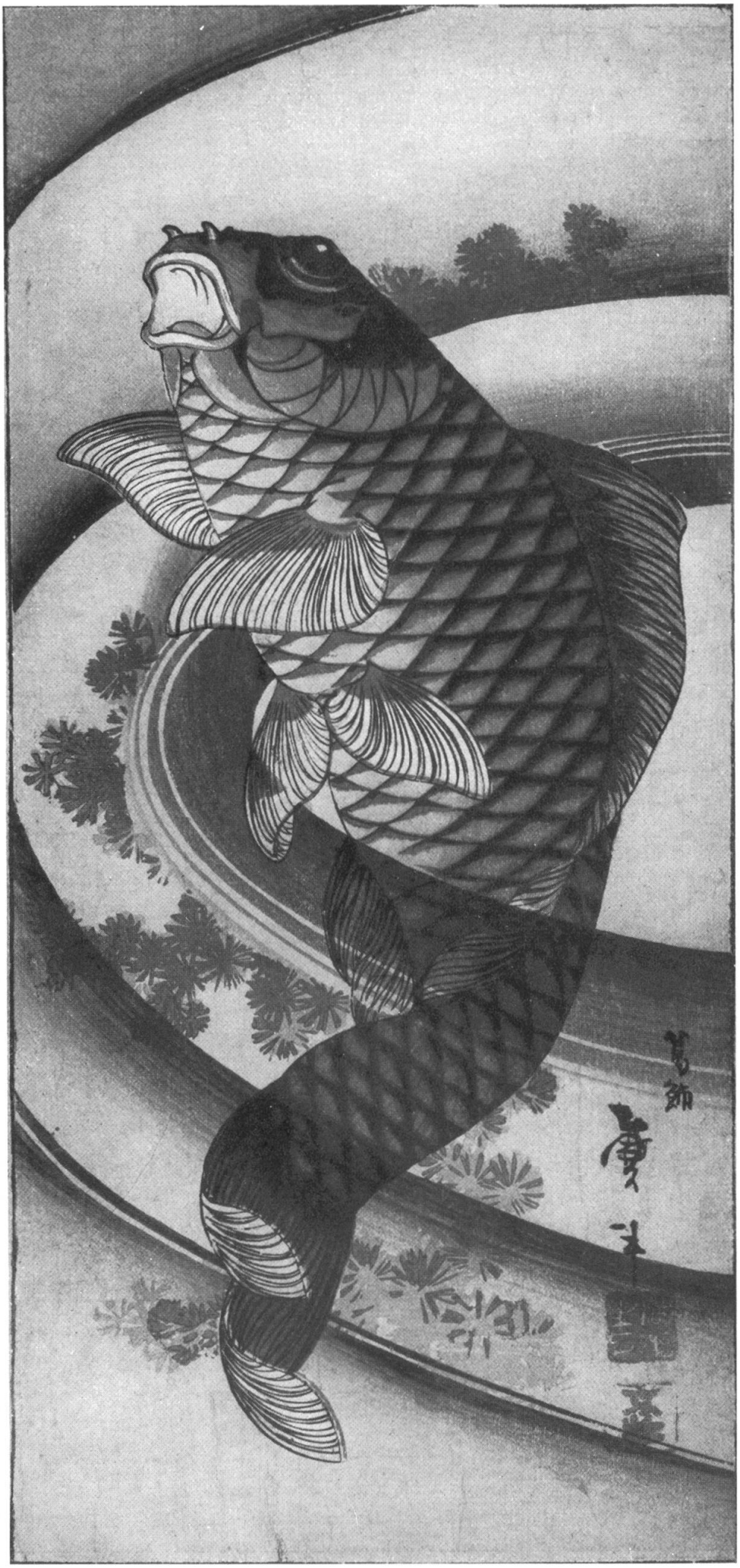
Mit einer merkwürdigen Konsequenz hat Hebbel in fast allen seinen Dramen das Problem des Sexuellen, das Problem des Verhältnisses von Mann und Weib immer wieder aufwühlend behandelt. In der Verwegenheit, mit der er die Dinge beim Namen nennt, in der Genialität, mit der er an ihre tiefsten Wurzeln rührt, steht er nun freilich in der Literaturgeschichte keineswegs allein da: Goethe hat die Dämonie der erotischen Leidenschaft in den Wahlverwandtschaften sozusagen chemisch analysiert; Grillparzer, der an das Thema der Liebe nie anders als mit äußerster Zartheit rührt, weiß gelegentlich die Nachwirkungen des Liebesgenusses beim Weibe mit einem lyrischen Schmelz zu schildern, („Des Meeres und der Liebe Wellen", 4. Akt) der an sehr realistische Vorgänge anknüpfend über das Wesen des Weibes mit einer gewissen



Hokusaï
Die große Pinie
(36 Ansichten der Fuji-Yama)

Der Eisvogel Hokusaï

Aus der Serie „Die Kaskaden“ Hokusaï



Hokusaï
Karpfen

Absichtlichkeit Aufschlüsse geben zu wollen scheint; Kleist stellt in seiner „Penthesilea“ die Raserei einer ins Perverse abirrenden erotischen Triebgewalt mit Meisterschaft dar. Und so weiter. Aber, was allen andern im Gegensatz zu Hebbel in der Behandlung dieser Mysterien fehlt, ist die äußerste Hartnäckigkeit und der fanatische Ernst, als womit er dem unausschöpflichen Problem zu Leibe geht, ist die helle Bewußtheit, in die er es rückt, ist die psychologische Denkschärfe, mit der er seziert, ist die herbe Keuschheit und die ethische Nachdrücklichkeit, mit der er vorträgt, ist endlich die mannigfaltige Art, in der er gestaltet. Man könnte Hebbel, in dessen Dramen, von der Judith angefangen bis zur Nibelungentrilogie, das Rätsel des Geschlechterverhältnisses bald Haupt- bald Nebenmotiv ist, bald angedeutete Verursachung, bald unterströmendes Erkennen, den Dichter des sexualpsychologischen Tiefsinnes nennen.

Im Gygesdrama ist das Problem, ähnlich wie in „Herodes und Mariamme“, aus dem Gefühlsleben des Weibes heraus behandelt, und zwar in Verbindung mit dem Begriff der Frauenehre. Die ganze Tragödie ist, von dieser Seite aus gesehen, eine Antwort auf die Frage: inwieweit die Sexualehre des Weibes mit ihrer Ehre überhaupt zusammenfällt. Die Antwort, die der Dichter gibt, ist an Deutlichkeit kaum zu übertreffen. Es ist dieselbe Antwort, die er in genauerer Formulierung in die Nibelungentragödie hineinsetzte: „Des Weibes Keuschheit geht auf seinen Leib — Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele“ ... Ein Weib wird, das ist der Ausgangspunkt der Entwicklung im Gygesdrama, von einem fremden Manne in seiner Nacktheit erblickt. Damit ist sie entehrt, entwertet, oder, was noch bezeichnender ist: damit fühlt sie sich entehrt und entwertet. Nur das Blut des Schuldigen vermag sie reinzuwaschen. Daß der eigene Gemahl sich als solcher enthüllt, vertieft die Tragik der Begebenheit, ändert aber nichts an der dem Stück zugrunde liegenden Anschauung: „Des Weibes Keuschheit geht auf seinen Leib“ ... Man hat das Gyges-Drama als eine dichterische Umschreibung des Eigenwertes der Frau, als eine erhabene Einsetzung des modernen Weibes in ihre Menschenrechte gefeiert und den Dichter den Frauenlob unserer Tage genannt. Sehr zu Unrecht, wenn diese Rechte die bürgerliche und moralische Gleichstellung von Mann und Weib bedeuten sollen. Dieses Drama ist auf der Voraussetzung einer nahezu entgegengesetzten Empfindungsweise von Mann und Weib aufgebaut, und eine Frauenrechtlerin müßte es, wie die oben geführte

kurze Überlegung es ausweist, als im schlimmsten Sinne „reaktionär“ bezeichnen. Hat denn die Frau keinen andern Wert zu verlieren als ihre unangetastete Weiblichkeit? Ist mit der Verletzung ihrer Sexualehre ihre Ehre schlechtweg dahin? Soll dem Manne das Privilegium vorbehalten sein, seine Persönlichkeit außerhalb der Geschlechtlichkeit zu stellen und bewertet zu sehen? So fragt erbittert der Rationalismus der Emanzipierten. Allein Hebbel witterte tiefer, als der Rationalismus hinabzudringen vermag! Er faßt das Verhältnis von Mann und Weib an der physiologischen Wurzel. „Ein Weib ist ein Nichts“, läßt er Judith klagen — „nur durch den Mann kann sie etwas werden: sie kann Mutter durch ihn werden.“ . . . Ein Mann ist überfließende Kraft, könnte man das ergänzen. Immer sucht er aus dem Nichts ein Etwas zu schaffen, das ihm gleich sei — das Weib aber ist ihm ein solches Nichts. . . . Die Liebe ist für den Mann ein anderes als für das Weib. Ist für den Mann ein Spiel, für das Weib Beruf. Ist für den Mann nur Episode, für das Weib Eins und Alles des Lebens. Das ist Natursatzung und läßt sich durch Verstandesoperationen nicht umstoßen. Wenn dem aber so ist, so muß die Liebe für Mann und Weib auch Verschiedenes bedeuten, muß der Komplex von Werten, der mit der Geschlechtsliebe verbunden ist, der aus ihr erwächst, von ihr genährt wird, für das Weib ein schwereres Gewicht haben als für den Mann. Für das Weib ist die Liebe (in jeglicher Form) Lebenszentrum, für den Mann Schöpferwille. Für das Weib Passivsein Lebensgesetz, für den Mann Aktivsein. Der Mann Eroberer und Erbauer. Das Weib Empfängerin und Erhalterin. Und also: des Mannes Tugend Kraft des Leibes und Tapferkeit der Seele. Des Weibes Adel Reinheit des Leibes und Schamhaftigkeit der Seele . . . Allerdings hatte demnach Rhodope ein Recht, ihren Adel zerstört zu glauben und sich des Persönlichsten beraubt zu fühlen.

Und doch ist diese Rhodope in diesem Stück nicht in schönem Sinne Weib. Vielmehr nähert sie sich, in dem Maße, als sie aus der Harmonie ihres Wesens, aus der schönen Haltung ihrer in sich selbst ruhenden Seele heraustritt, der Karrikatur des Schönweiblichen. Sie wird unweiblich, wird zur Furie. Von dem Augenblick des Offenbarwerdens der ihr zugefügten Beleidigung an ist Rhodope eine Rasende. Ein rasendes Weib ist meistens schwer erträglich. Hier aber ist diese Raserei noch dazu — Unwahrheit. (Wenn auch nicht bewußt ge-

spielte Unwahrheit.) Man sehe der Situation ins Gesicht und halte damit die Charaktere zusammen.

Rhodope hat, als Weib, ein Recht und eine Veranlassung, sich in ihrer Ehre bis zu innerst gekränkt zu fühlen. Aber auch als Gattin? — das ist die Frage, die ich zu verneinen wage.

Zunächst: das Verhältnis des Kandaules zur Rhodope ist keineswegs das eines rohen Barbaren (wie der historische Lyderkönig einer gewesen sein mag) zu seinem ihm als Besitzstück gehörenden Weibe. Rhodope erscheint im Gyges-drama nicht als Sachgut, sie fühlt sich als eine Person und wird, was das Entscheidende ist, als sich selbst gehörende Individualität von Kandaules gehalten. Kann sich Respekt und Ritterlichkeit eines Gatten schöner offenbaren als in des Königs Worten: . . . „Zwar trieb's mich zu Dir, wie am Morgen nach unsrer Hochzeit, doch Du brauchst mir nur zu winken, und ich gehe, wie ich kam" . . .

Wie aber steht es um das Verhältnis von Rhodope zu Kandaules? Wir hören, daß sie dem freienden Bräutigam „den einzigen Kuß" versagt hat, um den er bat. N i e aber hören wir sie einen Ton anschlagen, wie er aus der Gemütstiefe eines liebenden Weibes quillt. Eine frostige Kühle weht von Anbeginn an von ihr zum Könige hinüber. Wenn Kandaules mit einer wahrhaft erquickenden Heiterkeit der Seele und scherzend wie ein junger Gott bei ihr eintritt, so klingt es wie Vorwurf von ihren Lippen: „Du bist vergnügt." Spricht er ihr von den entdeckten Umtrieben seiner Feinde, so befremdet sie das im höchsten Maße: „So hättest du gelauscht? . . . Nein, nein, das tut ein König nicht." Und wie Kandaules ihr den unsichtbarmachenden Ring zeigt, da schaudert sie entsetzt zusammen und straft den unangemeldet eintretenden König mit der übertreibenden Frage an ihre Sklavin Lesbia, ob sie nun nicht in Scham vergehen werde. . . . Was aber vor allem gesagt werden muß, weil es eine der letzten Ursachen, vielleicht sogar d i e letzte Ursache ihrer Entweihung ist: Rhodope hat ihrem Gemahl, angeblich weil sie von der Sitte ihres Landes nicht lassen kann, noch stets den doch gewiß begreiflichen Gattenwunsch versagt, sie, die sein Glück nicht nur sondern auch sein Stolz ist, unverschleiert der Welt zu zeigen. Der Edelstein, den man nicht zeigt, meint sie, „lockt keine Räuber an" (!). Rhodope liebt Kandaules nicht. Denkt ein liebend Weib an Räuber? . . . Rhodope fühlt sich durch die Ehe v e r p f l i c h t e t. Sie ist n u r die sehr gewissenhafte Frau des Kandaules. Sie liebt den Gemahl nicht. Sie setzt, wie

alle Frauen, die nicht mit voller Hingegebenheit lieben, Mißtrauen in die Liebe des Gatten:

„Ich sorgte immer
Es sei mehr Stolz auf den Besitz als Liebe
In der Empfindung, die dich an mich fesselt,
Und deine Neigung brauchte schon den Neid
Der andern, um nicht völlig zu erlöschen." . . .

Wenn es richtig ist, daß Rhodope den Gemahl nicht mit der ganzen reservelosen Hingabe des Weibes liebt, so lebt sie von sich aus mit ihm keine wahre, keine durch das Einssein der Seelen geheiligte Ehe, sondern eine durch den Zwang der Sitte zustande gekommene, eine konventionell geregelte Ehe. Und nun frage ich abermal: darf Rhodope diese Ehe durch die Tat des Kandaules, selbst wenn sie in einer Anwandlung von zynischer Roheit begangen wäre, was sie nicht ist, noch für entheiligt halten? Hat sie ein Recht, sich auch als Gattin entehrt zu fühlen? . . . Wenn Kandaules sich, nachdem der Sachverhalt des entsetzlichen Geheimnisses dieser Nacht offenbar geworden, schweigend entfernt und die Klarstellung seiner schlimmen, aber nicht schlimm gemeinten Verirrung dem Freunde überläßt, so ist es, als trage dieser vertrauensstarke Mann eine stille, heimlich glühende Erwartung mit davon, eine Erwartung, wie sie etwa Nora (im Puppenheim) in den entscheidenden Augenblicken als die große Stunde ihres Daseins erlebt: Nun muß es sich nahen, nun muß es sich enthüllen — das Wunderbare. Aber es kommt nicht. Hier nicht und dort nicht. Die große Stunde findet dort einen Mann, der nicht Charakter genug hat, einer Abirrung vom Wege der konventionellen Moral als einem schönen Heroismus aus Gattenliebe zuzujauchzen, hier ein Weib, das nicht Liebe genug hat, einer Abirrung vom Wege des natürlichen Anstandes als einem zu weit getriebenen Enthusiasmus aus Mannes- und Gattenliebe verzeihend zu begegnen. Nun bleibt bei Ibsen der entsetzte Mann durchaus in den Grenzen seiner männlich-egoistischen Philistrosität: er gerät zunächst aus den Fugen und wird sich in kurzer Frist in das Unerhörte schicken, und das ist seiner Art durchaus angemessen. Bei Hebbel aber tritt das Weib aus ihrer schweigenden Verletztheit mit einem Ruck heraus und wird zur Richterin und Rächerin der ihr angetanen Schmach, und das ist weder ihrer Art noch ihrer Situation angemessen. Warum nicht, ist oben zum Teil entwickelt. Ihre anfänglich still und sanftmütiglich scheinende

Gemütsart und ihr Gattenverhältnis außer acht gelassen: es muß befremden, daß sie den mitschuldigen Gyges von aller Mitverantwortung freisprechen kann. Den mitschuldigen Gyges: war es ein Muß für ihn, in dem Gemach der Rhodope eine ganze Nacht auszuharren? Ein Zwang, die hilflos preisgegebene Frau mit seinen begehrlichen Blicken zu beflecken? Kein Frevel, ihr einen Schmuck vom nackten Halse zu stehlen? War Kandaules der ehrvergessene Gatte, der das frevle Spiel begann, so Gyges der ehrvergessene Gast, der es weitertrieb — weiter selbst, als es gemeint gewesen war! Und nun, da der Mitschuldige in edelbewegten Worten ihr seine glühende Liebe gestanden, soll er würdig und vermögend sein, durch einen zeremoniellen Trauungsakt sie wieder in ihre Frauenehre einzusetzen, während die angetane Schmach nur das Blut des verirrten Gatten abwaschen kann? . . . Von dem Augenblicke an, da Rhodope das Blut des Kandaules fordert, geht der Anteil des Zuschauers an dieser Person verloren: man tritt in eine immer stärker werdende Opposition zu dieser seltsamen Frau, nicht weil man für den schuldig-unschuldigen Gatten Partei ergreift, sondern weil ihr Verhalten unmotiviert und innerlich unwahrhaftig erscheint, weil das tragische Pathos, in das sie sich hineinsteigert, als unnatürlich, als Pose empfunden wird.

Überblickt man die Situation, in die der Dichter Rhodope hineingestellt hat, so findet man den sonderbaren Fall, daß ein Weib von ihrem Gemahl aufs tiefste beleidigt wird, ohne doch ein Anrecht zu haben, sich auch als Gattin herabgesetzt zu fühlen. Die tödliche Verletzung des Weibes Rhodope hat der Sexualpsycholog Hebbel mit der Eindringlichkeit, die jede Naturwahrheit hat, uns nahegebracht. Nicht so die tödliche Verletzung der Gattin des Kandaules: dazu hätte er ihr einen Schurken von Gemahl geben müssen. Das hat er nicht getan, und sein Werk hat dadurch Großes gewonnen — einen tragischen Helden. Der tragische Ausgang der Rhodope, in dem der Dichter seine Tragödie sich aufgipfeln läßt, entbehrt der innern Notwendigkeit: er ist konstruiert. Der tragische Ausgang des Kandaules aber erwächst aus dem Mißverhältnis seiner Persönlichkeit zur umgebenden Welt: und ist naturnotwendig.

II. Die Idee der Sitte

Der Fall des Kandaules ist derjenige aller tiefer veranlagten Menschen, die infolge irgend einer stark in ihnen ausgebildeten Besonderheit nicht in die

gemeine Welt hineinpassen. Sagen wir, er gehöre zur großen Familie der Idealisten, so haben wir eine allgemein bestimmte Kennzeichnung dieser Besonderheit. Aller Idealismus ist ein Hinausbegehren, Hinausfliegen, Hinaussein über die platte Wirklichkeit der Dinge, darin uns das Leben gefangen hält. Man kann Idealist aus verschiedenen Motiven, man kann Idealist von einer mehr pessimistischen oder mehr optimistischen Färbung sein, man kann als Idealist geboren sein, man kann sich dazu erzogen haben oder dazu gemacht werden, man kann in seinem Idealismus über die Gegebenheit besonderer Zustände, über die Gegebenheit der Menschennatur, über die Gegebenheit der Weltordnung hinauswollen. (Oder hinaussein, wenn der Wille zur Umwälzung nicht mitspielt als wirkende Kraft.) Egmont und der Marquis Posa sind politische Idealisten, beide mit einem starken Einschlag von Optimismus: der eine verkennt die Verhältnisse, der andere die Menschen, welche die Verhältnisse machen. Wilhelm Meister ist der schöngeistige Idealist, der durch Geistes- und Herzensbildung die gemeine Wirklichkeit verdrängen möchte, er ist der geborene Idealist, während jene beiden andern durch außergewöhnliche Umstände dazu erhoben werden. Ein Idealist, der aufs Ganze geht, ist Faust: er möchte, da er die Gebundenheit des Lebens am tiefsten erkennt, über alle Bedingtheiten des Daseins triumphieren und Gottheit Natur hinter die Geheimnisse ihrer Schöpfung kommen. Und so weiter die Galerie der literarischen und geschichtlichen Größen entlang. — Alle diese Idealisten der Dichtung bekehren sich entweder zur Wirklichkeit des Lebens, oder sie werden von den Lebensmächten zermalmt. (Wilhelm Meister z. B. wird zurückgeführt von seinem Evangelium der Schönheit zum Evangelium der Arbeit, von der Universalität seines Strebens zur Beschränkung auf einen bestimmten Lebenskreis; Faust gelangt von seiner alles verneinenden idealen Ungenüge zur produktiven Tat und damit zur Bejahung des Lebens.) Das letztere ist der Fall des tragischen Helden: sie sind den Wirklichkeitsmächten, nach denen wir unseres Daseins Kreise vollenden müssen, nicht gewachsen, sie können sie nicht überwinden, indem sie sich ihnen anpassen, sie stemmen sich dem schweren Gefüge der Welt entgegen und werden von ihm erdrückt.

Auch Kandaules gehört zu den tragischen Naturen, deren Schicksal es ist, von den Mächten, die das Leben beherrschen, erdrückt zu werden. Auch er ist ein Mann, der die ideale Forderung im Herzen trägt, wenn er sie auch nicht allzu oft ausspricht. Die ideale Forderung, die dieser König vertritt, ist die

der Übereinstimmung des äußern Scheinens mit dem inneren Sein, ist die Forderung der unbedingten Wahrheit als eines alleinherrschenden Prinzips für das öffentliche und private Leben. Alle Dinge, mit denen wir die Wertigkeit unserer Person oder unser Verhältnis zu andern ausdrücken, sollen nur das gelten, was sie in Wirklichkeit sind, nicht mehr und nicht weniger. Alle Gewohnheiten, durch die wir unser Leben regeln, alle Sitten, durch die wir unsere Gesinnungen sprechen lassen, alle Zeremonien, durch die wir die Bedeutung seltener Vorgänge feiern, sind ja nur äußere Zeichen, mit denen wir innere Beschaffenheiten, innere Erlebnisse ausdrücken und sollen deshalb keine höhere Geltung beanspruchen dürfen. Der Ritterschlag und die stählerne Rüstung machen nicht den Ritter, das Ornat und die priesterliche Gebärde nicht den Gottesmann, der Titel nicht den Gelehrten und — die Krone nicht den König. Dekorationen das alles und Symbole, die erst durch das dahinter steckende Persönliche einen Sinn, eine Bedeutung, einen Wert erhalten. Kandaules ist sich bewußt, daß die alte Krone und das von den Ahnen überkommene Schwert nur Symbole seiner königlichen Würde sind, denen an und für sich keinerlei Wert anhaftet. Darum findet er es für gut, sich dem Volke beim Feste mit einer neuen Krone und einem neuen Schwert zu zeigen: das Volk soll vom Fetischdienst der Symbolverehrung abgebracht und zu einem neuen, bessern Gottesdienst erzogen werden, der der Persönlichkeit geweiht ist. Die Persönlichkeit ist das Glaubensbekenntnis dieses sehr aufgeklärten Königs, und wenn er dieses Bekenntnis nicht oft ausspricht, so lebt er es desto strenger. Lebt es nicht nur als König, sondern auch als Gatte! Auch die Ehe wird diesem Philosophen nicht durch Priesterspruch oder Rechtsatzung zu einem Heiligtum, und nicht durch Schleier und verhüllende Gewande gelangt in das Verhältnis von Mann zu Weib und Weib zu Mann die tiefe Scham und heilige Scheu, die der Vorzug derer ist, so reinen Herzens sind. „Was steckt denn auch in Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern, das ewig wäre?" Symbole das alles und schnelle Vergänglichkeit. Nur was dahinter steckt — nur Persönlichkeitswerte sind von Ewigkeitsdauer.

Kandaules geläuterter Persönlichkeitsglaube ist nicht etwa ein Produkt mühsamer Spekulationen. Dieser Glaube scheint ihm angeboren, ist ein Stück seiner eigenen Persönlichkeit. Er ist in seiner vornehmen Denkart, möchte man sagen, von den großen Naiven einer, die sich ihre Vorzüge nicht schwer zu erkämpfen brauchen — die die Natur selbst zur Vollkommenheit ihres Wesens

erschuf. Da liegt der Zauber dieses Edelgeborenen, da die Anziehungskraft seines schlichtschönen Gesinnungsadels. Er hat die jauchzende Seele, das sonnenhafte, für alles Arge und Hinterhältige blinde Auge eines Jung-Siegfried, er hat die offene Stirn, die unbedingte Vertrauensseligkeit eines Egmont, die nur deshalb so unbedingt ist, weil sie sich für allgemein unter den Menschen verbreitet hält. Der König Kandaules weiß nicht um die Höhe und Vornehmheit seiner Gesinnung — nur Parvenus in der guten Denkart wissen das —, er weiß aber auch nicht um die weite Verbreitung und um die Unausrottbarkeit jener andern Denkart, die die Schale für den Kern, die den Schein für das Wesen hält. Er ist menschen- und weltunkundig, ist unverbesserlicher Optimist, ist der große Naive auch in der Einschätzung der andern. Das führt zu seinem Untergang. Es ist den Vielzuvielen um ihren Glauben an die Symbole womöglich noch bitterer Ernst wie dem Kandaules um seinen Glauben an die Wertwirklichkeiten der Dinge. Kandaules verschmäht die Symbole seiner Königsgewalt, an die die Menge sich klammert, weil er sein Königtum auf persönliche Tüchtigkeit gründen will, und deswegen kehrt sich die Menge gegen ihn. Kandaules läßt sich von einem Impuls zu einer unbedachten Untat hinreißen, die sein Weib entehrt, und deswegen kehrt sich sein Weib gegen ihn. Sein Weib hat nicht den Instinkt dafür, daß Ehe und Keuschheit auch dann noch bestehen können, wenn die den Leib verhüllenden Schleier gefallen sind — so wenig wie die Menge eine Einsicht davon hat, daß man auch im Bürgerrock ein König, ja ein großer König, daß man auch im Schlafrock ein Gewaltiger des Geistes zu sein vermag. Des Königs Weib ist von der Denkart der gedankenlosen Masse, sie steht gegen ihn, weil sie unter ihm steht, und da niedere Denkart die höhere nur durch Gewalt zu überwinden vermag, so muß Kandaules den Untergang finden. Das Tragische seines Unterganges liegt darin, daß mit ihm der bessere Teil untergeht.

Kandaules scheidet nicht ohne eine vollkommene Erkenntnis der Dinge, die ihn zu Fall gebracht, aus dem Leben. Nicht daß er seine höhere Ansicht aufgäbe. Aber ihm sind die Augen aufgegangen über die Notwendigkeit der Geltung alles dessen, was man als die Außenseite der Dinge, als ihr Scheinwesen, als Symbole ihres wahren Wertes bezeichnen muß: hier sind Mächte oft uralter Traditionen wirkend, ordnende und erhaltende Elemente des Lebens, die in das Chaos bloß auf die Subjektivität des selbstherrlichen Ich gestellten Wertschätzun-

gen eine gewisse Einheitlichkeit und allgemeine Orientierung und in den schnellen Wechsel der Verhältnisse eine gewisse Dauer und Stabilität bringen. Wohin sollte es auch führen, wenn an Stelle des alle bindenden Gesetzes und der alle bändigenden Sitte das persönliche Gefallen der Maßstab aller Werturteile und der Antrieb für alles Handeln sein würde, wenn nicht auch durch äußere Abzeichen Rang, Würde, Größe den Blinden und Kurzsichtigen offenbar gemacht, wenn nicht durch Tradition und Sitte die Scheu und Ehrfurcht vor den erhaltenden Mächten des Lebens gewahrt würde? Jawohl! — an der altehrwürdigen Krone hängt der Bestand des Königtums, an verhüllenden Schleiern die Scham der Geschlechter, an dem Respekt vor der Sitte die Sittlichkeit: solange nämlich die große Masse des Volkes nicht in die Tiefe der Erscheinungen blickt, so lange es sich ihm aufdrängende Diskrepanzen zwischen dem Schein und dem Wesen der Dinge nicht mit Sicherheit zu beurteilen weiß. Viele sagen, das werde nie geschehen, die Menge sei das Volk der Ewigblinden. Kandaules aber sieht in der Ferne eine Zeit hellerer und allgemeinerer Erkenntnis herauftagen: „Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen, da alles denkt wie ich“ . . . Vorläufig aber schläft die Welt. Vermesse keiner sich, sie aufzuwecken, wo er nicht „stark genug ist, sie zu binden, wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt — Und reich genug, ihr Höheres zu bieten, wenn sie den Tand unwillig fahren läßt.“ Kandaules sieht ein, daß er der Mann nicht war: ihm war an dem Eigenbesitz der Wahrheit genug, er hatte den Drang nicht, Erneuerer und Prophet zu sein. Aber nach ihm werden sie kommen, die großen Auferwecker. . . . Ob Gyges einer ist? Kandaules glaubt es nicht. Er wünscht dem Freunde nicht das Los der Märtyrer:

„Drum Gyges, wie dich auch die Lebenswoge
Noch heben mag — vertraue ihr
Und schaudre selbst vor Kronen nicht zurück.
— Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt!“

Wir sind in diesem Punkte glaubensfroher als Kandaules, der besorgte Freund. Wir wissen, Held Gyges wird aus dieser miterlebten Tragödie, die eine niedrigere Denkart über eine höhere, die die kleine Welt des Alltags überragende Größe, die eine trübere Vergangenheit über eine sonnigere Zukunft triumphieren ließ, die Kraft zur Erfüllung großer Aufgaben schöpfen. Er wird die Welt aus ihrem Schlafe rütteln und ihr gewaltsam die trüben Augen öff-

nen. Wird dem Blick dieses Volkes eine Sehweite einzwingen, die auch Gestalten von dem Wuchs eines Kandaules zu umfassen vermag. —

Es ist wohl keine Frage, daß Hebbel der tiefe Ideengehalt, der in dem Gygesstoffe lag, nicht von Anbeginn an vollumfänglich vor Augen gestanden hat. Er selbst gibt das zu, indem er bekennt, ihn habe nur die Anekdote gereizt, und zu seiner eigenen Überraschung sei zuletzt „wie eine Insel aus dem Ozean die Idee der Sitte als die alles bedingende und bindende“ aus dem Werk emporgestiegen. Im Vordergrunde seines Bewußtseins stand zunächst wohl das Sexualproblem des Stoffes. So stellt er ein in seiner Geschlechtsehre verletztes Weib in den Mittelpunkt, dessen Erleiden ihm das hauptsächlichste tragische Motiv ist. Dann aber taucht mit der Idee der verletzten Sitte ein zweites tragisches Motiv auf, dem über den konkreten Fall hinaus eine allgemeinere Gültigkeit zukam. Diese Doppelkonstellation ist dem Stück nun meines Erachtens zum Verhängnis geworden. Hebbel läßt den Kandaules die Sitte verletzen, aber dieser seinem barbarischen Zeitalter weit vorauseilende König ist nur aus höheren Einsichten Verächter der Sitte und der konventionellen Moral. Das macht ihn zum Träger der höheren Sittlichkeit in dem Stück. Wenn nun dieser Kandaules sich im überschäumenden Gefühl seines Gattenglücks zu einer Tat hinreißen läßt, die unnatürlich und darum unsittlich ist, so wird sie, von einem ritterlichen Gatten und hochdenkenden Manne verübt, doch mehr wie ein Verstoß gegen die landesübliche Sitte betrachtet und beurteilt und wiegt nicht schwer genug, um Rhodopen die Teilnahme zuzuwenden, die eine tragische Figur für sich in Anspruch nimmt. Wenn weiter die in ihrer Ehre verletzte Frau das Blut ihres Gatten, den sie doch kennen müßte, als Sühne fordert, so wirkt das wie Unnatur, und die halberweckte Teilnahme erkaltet. Und wenn endlich dieselbe Frau, die sich durch einen nicht mehr ungeschehen zu machenden Fall an der Wurzel ihrer Frauenehre getroffen fühlt, durch einen rein zeremoniellen Trauungsakt ihre verletzte Ehre wiederherstellen und die Rechnung ausgleichen zu können glaubt, so fühlt man die Wahrheit in den Beweggründen dieser Person schwinden und an ihre Stelle Gefühlskonstruktionen treten, die den Zuschauer erkälten. Hier ist die brüchige Stelle des Stückes. Nach den uranfänglichen Absichten des Dichters sollte Rhodope Mittelpunkt und tragische Person des Schauspiels werden. In dem Maße aber, als sie handelnd wird, sinkt sie vom Gegenstand der Tragödie zu ihrem Werkzeug herab, während umgekehrt

Kandaules vom Werkzeug zum eigentlichen Gegenstand des tragischen Schauspiels aufsteigt. Der tragische Held des Stückes ist Kandaules. Wenn man will, auch Gyges, insofern er dem Kandaules kongenial und am tragischen Ausgang beteiligt ist. Und folgerecht sollte dieses Tragödienspiel „Gyges und Kandaules" heißen.

Neue C. F. Meyer-Studien

Man macht der Philologie etwa den Vorwurf, sie bleibe in der mechanischen Methode stecken, sei nur eine Hülfswissenschaft, die gerade bis dorthin führe, wo für andere Wissenschaften die Forschung beginnt. Dem braucht nicht so zu sein. Daß sie selbst einem so komplizierten Problem wie der Künstlerschaft C. F. Meyers auf den Leib zu rücken und mit ihren eigensten Mitteln den Geheimnissen dichterischen Schaffens und den Tiefen der Persönlichkeit nachzuspüren vermag, zeigen die C. F. Meyer-Studien, die Eduard Korrodi jüngst bei Haessel in Leipzig veröffentlichte[1]).

Wir treten nicht in den bekannten Bildersaal, wo an kahlen Wänden Tropen und Gleichnisse hängen. Hier ist das Unzulängliche der üblichen Stiluntersuchung zum wissenschaftlichen und literarischen Ereignis geworden. Grundzüge des Wesens und Schaffens von C. F. Meyer werden sichtbar; Ausblicke nach vor- und rückwärts über die Geschichte der schweizerischen Literatur tun sich auf, die Eigenart und Wirkung Meyers, mehr im Kontrast als durch Ähnlichkeit, zu beleuchten. Und das alles ist in einem capriziösen, den Gedanken mehr umhüllenden als entblößenden, aber doch in einem eigenen und nie müden Stile geboten.

Seit Manuel und Salomon Geßner ist in der Geschichte der schweizerischen Künste die Personalunion von Dichter und Maler keine Seltenheit[2]). In den anmutigen Dilettantenkreisen der Hegner und Heß führte sie zu einem harmonischen „Doppelspiel von Feder und Palette"; bei Gottfried Keller wird sie, weithin sichtbar, ein tragisches Problem der Entwicklung. Sie bedingt den opti-

[1]) E. Korrodi, C. F. Meyer-Studien. H. Haessel, Leipzig 1912.

[2]) Vergl. Robert Fäsi, Die Malerdichter in der Schweiz, „Wissen und Leben", Okt. 1911 und meinen Artikel über Frank Buchser, Basler Nachrichten, Sonntagsblatt vom 4. August 1912.